Steffi Duchow

Gründungsinitiative Waldorfschule

Steffi Duchow, 1966 in Leipzig geboren, ganz normale Ost-Kindheit mit POS. Berufsausbildung mit Abitur (Zootechnikerin) in einem kleinen Dorf bei Torgau, Fachschulstudium zur Erzieherin in Bernburg, zweiter Berufsabschluss im Juli 1989. Ab August 1989 erste Anstellung an der Sprachheilschule Leipzig und Mitarbeit in der Initiative »Freie Pädagogik«. Waldorflehrerausbildung, Familiengründung, seit 1997 an der Waldorfschule Leipzig Klassenlehrerin.

Frau Duchow, wie war Ihre berufliche, persönliche Situation im Sommer '89?

Nach meiner Berufsausbildung zur Zootechnikerin hatte ich mich 1985 am Institut für Lehrerbildung in Bernburg beworben, dort wurden Erzieher und Lehrer ausgebildet. Aber wegen der Formulierung »politisch indifferent« in meiner Beurteilung bekam ich zunächst keine Zulassung, sondern wurde erst ein Jahr später, nachdem ich eine Eingabe an den Chef des Zentralrates der FDJ, Eberhard Aurich, geschrieben hatte, angenommen. Dieses Erzieherstudium dauerte drei Jahre und so war ich im Juli 1989 fertig. Und darüber war ich in zweierlei Hinsicht sehr froh. Einerseits war mir vor Aufnahme des Studiums nicht klar, wie sehr man als Pädagogin im Auftrag des Staates vereinnahmt werden sollte – die Ausbildung war wirklich zu mindestens 50 Prozent von sozialistischer Indoktrination geprägt – und andererseits konnte ich genau zum richtigen Zeitpunkt wieder in meiner Heimatstadt Leipzig sein, wo es schon seit geraumer Zeit mächtig brodelte. Dort braute sich etwas zusammen, was anderswo noch nicht zu spüren war. Ich bekam dann im Sommer 1989 meine erste Stelle an der Sprachheilschule in Leipzig, das entsprach auch meinem Wunsch. Aus der heutigen Sicht war ich genau zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort.

War das ein besonderes Kollegium in der Sprachheilschule?

Ja, schon, allerdings hatte ich ja nun keinen Vergleich. Ich weiß nicht, ob das besonders war im Vergleich zu anderen Schulen, aber mir hat es als Anfänger sehr gut getan, dass

die Erzieher-Kollegen, die direkt mit mir zusammengearbeitet haben, alle sehr jung, sehr frisch und auch sehr kritisch waren. Die hatten genau wie ich ihre eigene Schulzeit noch nicht lange hinter sich. Und mit denen konnte man sehr offen über das, was draußen passiert, oder was einen selbst sehr bewegt, reden. Es waren zwar, wie man heute weiß, Stasi-Leute dabei, aber ich hatte nie Angst. Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich da jetzt unbedingt aufpassen müsste. Also es war eine offene, freudige Atmosphäre und für mich als Berufseinsteigerin genau das Richtige.

Waren das Kollegen, die Lehrer oder Erzieher sein wollten, die beruflichen Elan hatten, aber dennoch nicht zufrieden waren mit dem Bildungswesen in der DDR?

Nein, von Zufriedenheit konnte keine Rede sein. Wir waren im Erzieherkollegium fast alle Berufsanfänger. Die jungen Wilden, quasi. Ich spreche hier aber von den Erziehern in dieser Internatsschule. Daneben gab es noch das Lehrerkollegium, das war so im Ganzen, nicht im Einzelnen, aber insgesamt, schon eine andere Sorte von Pädagogen. Die waren doch eher gesetzt und hatten sich arrangiert mit dem, was da war. Sie hatten auch Angst vor der Direktorin. Da war nicht so viel Aufmüpfigkeit zu spüren. Wahrscheinlich wurde man so ängstlich, wenn man länger im Schuldienst tätig war.

Die Sprachheilschule ist relativ nah am Zentrum gewesen, oder?

Ja, in Anger-Crottendorf, zwei, drei Kilometer vom Zentrum entfernt. Also man konnte laufen. Das war sehr praktisch für die Montage, an denen in Leipzig die Menschen um den Ring zogen und keine Straßenbahnen mehr fuhren.

Was musste Ihrer Meinung nach anders gemacht werden an der DDR-Schule?

Na, das Wichtigste war wohl, dass ich schon als Schülerin das Gefühl hatte, selbstständiges Denken war nicht erwünscht. Man wurde mit klaren Erwartungen konfrontiert, wie man zu werden hatte. Angepasst, zufrieden, unkritisch. Was ich in der Schule hervorragend gelernt habe, ist das Lügen. Man entwickelte ein sehr feines Gespür dafür, was man wo sagen durfte. Ich habe sogar meine Eltern angelogen, um heimlich an der Jungen Gemeinde teilnehmen zu können. In der Schule konnte ich nicht mein Denken schärfen oder eine einigermaßen ausgewogenene Weltanschauung ausbilden. Das ist ja ohnehin ein Paradoxon an sich, wenn man die Welt nicht anschauen darf. Man sollte eine derart eingleisige Weltanschauung haben, dass es eigentlich unerträglich war. Das Weltbild war

denkbar einfach strukturiert. Es gab die staatliche Vorgabe für Freund und Feind. Und bei Strafe durfte diese weder angezweifelt noch hinterfragt werden. Und wenn man offen dafür war, dass es links und rechts Ausweichmöglichkeiten gab für Schüler, also um über den Schultellerrand hinauszugucken, spätestens dann hat man es gemerkt, was da passiert. Bei mir fing das so mit zwölf an.

Steffi Duchow

Das ist schon relativ zeitig, oder?

Ja, vorher war man Jungpionier, das fand ich alles noch ganz gut mit dem Altpapiersammeln und Pionierliedersingen, das hat mich nicht weiter gestört. Das war so normal für ein Grundschulkind. In dem Alter reflektiert man ja noch nichts. Aber dann so mit zwölf, da beginnt das Denken, das eigene. Spätestens da kann man sein Leben ein bisschen von außen betrachten, was bei mir zu der Frage führte: »Was machen die hier eigentlich mit dir?« Schauen Sie sich nur mal die alten Lese- und Heimatkundebücher an. Mehr als die Hälfte der Inhalte sind sozialistisch geprägt. Die ersten Kapitel im Lesebuch für Klasse 3 heißen: »Flattert im Winde, ihr blauen Fahnen!«, »Unsere Kraft und unsere Liebe für unser sozialistisches Vaterland!« und »Kämpfer für Frieden, Fortschritt und Sozialismus«. Und das auf 92 Seiten für neunjährige Schüler! Das ist nichts anderes als Gehirnwäsche an wehrlosen Kindern. Ganz zu schweigen von der dann im späteren Schulalter noch folgenden vormilitärischen Ausbildung und der Werbung für die Nationale Volksarmee. Wer bis dahin nicht aufgewacht war oder nicht aufwachen wollte, war dem ausgeliefert. Dann war die Gehirnwäsche erfolgreich.

Als Pädagogin fing ich ja eben gerade erst an ’89, aber ich habe mir nicht klar gemacht als Studentin, dass ich als Lehrerin ein Instrument des Staates sein werde. Und ich hatte auch nicht vor, das zu sein. Dann beschloss ich für mich: Also Lehrerin wirst du in diesem Staat garantiert nicht! Nach dem Erzieherstudium wollte ich eigentlich Logopädie in Berlin studieren, eine schöne kleine unpolitische Nische ...

Sie haben an den Montagsdemonstrationen teilgenommen. Was war da so Ihr Antrieb, da mitzulaufen oder vielleicht auch erstmal nur zuzuschauen?

Alle, die damals in Leipzig waren, werden wissen, dass diese Stadt im Vergleich zu vielen anderen Städten, besonders natürlich zu Berlin, ein Kulminationspunkt war für alles, was schief lief im Lande. Schon allein die Lebensqualität in dieser verrußten Stadt, diese schmutzigen Straßenzüge, diese zerfallenden Wohnviertel. Ich hatte Freunde, die aus ihren Mietwohnungen raus mussten, weil diese von Taubenzecken befallen waren. Irgendwie hatte ich das Gefühl, in Leipzig war das alles besonders schlimm, besonders grau, besonders depressiv und besonders dunkel. Aber Leipzig war auch die Stadt, wo Menschen lebten, die hell waren. Also helle, wache Köpfe, die mir das Gefühl vermittelt haben, hier sind ganz viele, die sehen das, die merken das und vor allen Dingen haben sie wenig Angst. Viele hatten nichts mehr zu verlieren, weil sie in diesem Staat nicht Karriere machen wollten. Und ich hatte im Prinzip auch nichts zu verlieren. Ich hatte noch keine Kinder zu der Zeit und zwei abgeschlossene Berufsausbildungen. Also, für mich gab es kein Risiko, außer, dass man vielleicht eingesperrt wird oder ausgewiesen oder so etwas in der Art. Ich trug nur für mich selbst die Verantwortung und von daher war es der perfekte Zeitpunkt, sich zu engagieren. Es herrschte eine bedrückende, dumpfe Stimmung im Land. Als Gorbatschow 1985 Generalsekretär der KPdSU wurde und mit »Glasnost« und »Perestroika« Aufsehen erregte, hatten wir noch die Hoffnung, dass sich auch in unserem Land etwas bewegt. Aber spätestens ab 1987 wurde durch zunehmende Ausbürgerungen, Berufsverbote, Inhaftierungen, Verbote von russischen Zeitschriften und Filmen und andere restriktive Vorschriften klar, dass es enger und enger zugehen würde und die DDR-Führung die Zeichen der Zeit nicht erkennt. Und da war das nicht anders möglich, da musste man mitgehen.

Sie sind auch bei den Friedensgebeten gewesen, oder?

Ja, die Friedensgebete begannen ja schon viele, viele Jahre vorher. Die Probstheidaer Gemeinde, in die ich verbotenerweise damals ging, die hat das schon gemacht, als ich noch Schülerin war, das muss also ’82 gewesen sein. Unser Jugenddiakon Günter Johannsen initiierte damals zusammen mit der Jungen Gemeinde die wöchentlichen Friedensgebete in der Nikolaikirche. Da war ich zehnte Klasse. Das war mir also schon lange vertraut.

Aber dann, als die Frage stand, in welcher Stadt willst du dein Berufsleben beginnen, da war natürlich Leipzig sofort klar. Hier knisterte etwas, ich merkte, dass ich dabei sein muss. Und es war auch richtig so.

Und hatten Sie die Vorstellung oder die Hoffnung, dass Sie auch wirklich etwas aktiv bewirken können damit?

Soweit haben wir gar nicht gedacht. Also ich jedenfalls nicht. Wir wussten, was anders werden sollte, das war schon klar, das war eine ganze Menge. Aber ich habe nicht darüber nachgedacht, in welcher Weise das Wirkung zeigen könnte. Eigentlich hat sich das alles so ergeben. Wir haben nicht gedacht, wir tun jetzt das, damit das und das passiert. Wir wollten natürlich aufmerksam machen und wir wollten auch gesehen werden. Besonders empörend fand ich dann die Berichterstattung in den Leipziger Stadtmedien über uns »Arbeitsscheue und subversive Kräfte«. In kirchlichen Kreisen, zum Beispiel in der Jungen Gemeinde in Torgau bei Christian Sachse, gab es schon im Frühjahr 1988 Kurse zum gewaltfreien Widerstand. Die sind jedoch an mir persönlich noch vorbei gegangen. Es war nicht so, dass wir genau gewusst hätten, auf welche Weise wir irgendwen von irgendwas überzeugen könnten. Das war eher ein gefühlsmäßiges Ausbrechen. Und wenn da welche sind, die mitkommen, dann ist es immer leichter.

Das sind ja dann auch immer mehr geworden, trotz der vielen bewaffneten Kräfte und auch des harschen Eingreifens. Sind Sie selber verhaftet worden in dieser Zeit?

Verhaftet worden bin ich nicht. Nein. Aber ich hatte meine ersten weichen Knie, als ich mit dem Film in der Hosentasche aus dem Haus am Nikolaikirchhof rauskam am 7. Oktober ’89.

Mit dem Film in der Hosentasche?

Ja, ich war da mit einem Freund im Nikolaikirchhof in so einem etwas neueren Gebäude, was damals Studentenwohnheim war, in dem vornehmlich ausländische Studenten lebten. Und da sind wir mit der Kamera hin und haben einfach irgendwo geklingelt. Tatsächlich hat uns einer ans Fenster gelassen, und wir haben da oben die Dinge fotografiert, die unten vorgingen. Der 7. Oktober war ja der 40. Jahrestag der Republik, der in Berlin mit Pomp und Gloria gefeiert wurde, während in Leipzig eine kleine Demonstration gewaltsam aufgelöst wurde. Und mit diesem Film in der Hosentasche mussten wir dann durch die Ritterstraße, wo diese bewaffneten Kräfte mit den Schlagstöcken und Hunden standen. Dann durch so eine kleine Passage rüber zum Augustusplatz, da hatte ich das erste Mal in meinem Leben weiche Knie.

Aufnahmen vom Nikolaikirchhof , 7. Oktober 1989 (Fotos: Jens Riedel)

Das kann ich mir vorstellen.

Da wusste ich nicht, was alles passieren könnte. Obwohl, wie gesagt, zu verlieren gab es nichts, aber ich hatte trotzdem Angst, da verhaftet zu werden. Schließlich musste ich ja Montag wieder arbeiten mit den Kindern in der Sprachheilschule.

Manchmal ist es auch ganz gut, wenn man nicht die Konsequenzen kennt.

Ja, ich denke schon. Unsere Blauäugigkeit hat uns wahrscheinlich geschützt. Und eine Portion Glück hatten wir auch noch. Aber besonders mutig fanden wir uns nicht.

Wie kamen Sie zur Initiative Freie Pädagogik?

Der Ausgangspunkt war, dass ich im Kollegenkreis versucht habe, erstmal innerhalb der Schule was zu ändern, an Ort und Stelle. Das ging auch bis zu einem gewissen Grade, aber das war mir nicht genug. Ich habe gedacht, ich muss mehr tun. Und ich möchte gerne etwas machen, was mit meinem Beruf zu tun hat. Da wusste ich zunächst nicht, an wen ich mich wenden sollte. Vor dem Gewandhaus am Augustusplatz stand diese berühmte inoffizielle Litfaßsäule von Kurt Masur und da war ein kleiner unscheinbarer Zettel dran: »Initiative Freie Pädagogik. Wer mitmachen möchte, wende sich bitte an folgende vier Adressen«. Ich bin stehenden Fußes gleich zur ersten Adresse, die am nächsten an meiner Wohnung lag. Dort öffnete mir Christian Haupt, ein Arzt, und ich fragte: »Was soll ich tun, was braucht ihr, wie kann ich mich einbringen?«. Und der Herr Haupt hat dann gesagt »Wir wollen jetzt am Wochenende nach Witten fahren, da ist ein großes Forum zu ›Freie Schule und Staat‹ und wenn du willst, kannst du da ja mitkommen. Wir können allerdings erst montags losfahren, müssten aber schon am Wochenende da sein. Wenn du am Wochenende da hinfahren könntest, wäre es schön.« Und das war ganz günstig, weil ich nur am Wochenende Zeit hatte. Da ergänzte sich das ganz gut und ich bin dann nach Witten gefahren.

Und wo liegt Witten?

Das wusste ich damals auch nicht. Das war übrigens meine erste Westreise. Ich bin nicht gleich nach dem Mauerfall rüber gestürmt, das war mir zu trubelig da. Es muss so Ende November ’89 gewesen sein. Ich wusste nur so grob, dass Witten irgenwo im Ruhrgebiet liegt. Also bin ich mit dem Nachtzug dahin gefahren und kam morgens 7 Uhr in Wit-

ten an. Es war dunkel, es war Winter, es war kalt, nass und grau und kein Mensch war auf der Straße. Und ich wusste nicht, wo ich hin sollte. Ich wusste nur, da ist ein Forum »Freie Schule und Staat«. So. Naja, das einzige, was offen hatte, war die Post. Und da lag so ein Postbeamter schlafend mit dem Kopf auf dem Schalter, den habe ich wachgerüttelt und der freute sich sehr, »seinen« ersten Ossi zu sehen. Er stempelte begeistert in seinen ersten Ostausweis und fragte mich, ob ich schon Begrüßungsgeld hätte und so. Und er wüsste auch nicht, wo dieses Forum wäre und er könnte aber, wenn ich das wollte, alle seine Freunde anrufen, die Lehrer sind, samstags früh um sieben, und fragen, ob die das wüssten. Aber keiner von denen hatte etwas von einem solchen Forum gehört. »Na, wenn das keiner weiß, dann kann das nur mit den Waldorfs zusammenhängen«, sagte er und beschrieb mir den Weg zur Waldorfschule. Die hatten im Gegensatz zu den staatlichen Schulen im Westen samstags noch Schule. Ich stand dann halb acht auf dem Schulhof und habe eine Schülerin nach dem Direktor gefragt. Da lachte die Schülerin und sagte: »Sie können ja vielleicht zu unserem Geschäftsführer gehen, einen Direktor gibt es hier nicht«. Sie brachte mich in das Büro und der Geschäftsführer der Wittener Waldorfschule war ebenso hoch erfreut wie der Postbeamte und sagte »Oh, das ist aber schön, dass uns jemand aus dem Osten besucht. Rolf Henrich war gestern erst hier, dem haben wir einen Kopierer geschenkt, was brauchen Sie denn?« – »Ja nichts, ich wollte wissen, wo dieses Forum ist.« – »Ach, das fängt ja erst am Montag an, da sind Sie viel zu früh da. Tja, was machen wir denn jetzt?« Ich sage: »Naja, am Montag muss ich schon zurück sein«. – »Dann können wir Sie nur mal so eben spontan in den Unterricht stecken.« Und da hat er mich in eine fünfte Klasse gesteckt, wo der Lehrer Gerd Kellermann gerade Mathe unterrichtete. Und das war so ein Schlüsselerlebnis. Also nicht gleich. Es war erstmal alles fremd und unbekannt und es war eigentlich jede Minute in mir eine neue Frage entstanden. Und dieser Lehrer, das war eben das Glück, hat sich danach die Zeit genommen, mir die Fragen zu beantworten. Aus denen ergaben sich dann aber wieder hundert neue. Es wurde sozusagen ein Interview ohne Ende, ein ganzes Wochenende lang. Und da war die Begeisterung geboren für Waldorf, obwohl ich noch nicht so viel gesehen hatte. Es erschien mir alles stimmig und dennoch geheimnisvoll. Es war die erste Begegnung mit Waldorfpädagogik und die war prägend.

Und das war völlig anders als Sie es von der DDR-Schule her kannten? Das Erziehungsbild dann wahrscheinlich auch?

Ja. Das wusste ich damals natürlich alles noch nicht, aber ich merkte, dass der Lehrer ein unglaublich persönliches Verhältnis zu den Schülern hatte und sie zu ihm, aber nicht kumpelhaft, sondern einfach vertraut. Ich hatte das Gefühl, der kennt die alle ganz genau. Und die kennen ihn auch gut. Dann gab es Rituale im Unterricht, wo auf unerklärliche Weise

plötzlich alle still wurden, obwohl kein äußeres Erkennungszeichen da war. Da glaubte ich zu sehen, dass es in diesem Unterricht Punkte gibt, die klar sind, die immer gleich sind, dazwischen jedoch ist alles beweglich. So genau konnte ich das damals alles noch nicht sagen, aber jetzt weiß ich natürlich, wovon ich rede, nachdem ich nun lange selbst in diesem Beruf arbeite. Aber damals war das Beeindruckendste das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Was sicherlich auch in anderen Schulen so gewesen sein kann, aber so habe ich es eben dort zuerst erlebt. Und so möchte ich immer gerne, dass mein Verhältnis zu den Schülern auch ist. Und das ist es auch. Das entsteht automatisch, wenn man acht Jahre eine Klasse führt.

Eine völlig andere Lehrerbeziehung als in der DDR-Schule, wo ja doch der Lehrer vor allem Respektsperson sein sollte?

Ja, ich habe nichts gegen Respekt. Respekt hatte der Lehrer Gerd Kellermann auch. Das ist ganz klar. Er war auch Autorität, aber eine natürliche. Und keine aufgedrückte, weil es eben so sein muss. Sondern er war durch seine Persönlichkeit Respektsperson.

Also der Respekt kam von seiner Person her, und nicht von der Stellung, die er hatte.

Ja, genau. Und natürlich auch dadurch, dass alle Art von Angst aus dem Unterricht herausgenommen ist, die durch Druck von außen erzeugt wird. Die Schüler müssen keine Angst vor Zensuren oder Sitzenbleiben haben. Sie dürfen ungestraft Fehler machen, sie dürfen unterschiedlich schnell sein, sie dürfen auch Krisen haben; der Lehrer begleitet sie lange und lernt dadurch ihre Persönlichkeit und ihre Verhältnisse sehr gut kennen. Das ist der Unterschied zwischen Autorität und autoritär.

Nach Ihrem Aufenthalt in Witten hatten Sie noch weitere Kontakte. Das war ein Anfang?

Das war ein Fehlversuch in Bezug auf das Forum, das ich eigentlich besuchen wollte. Der Anfang lief fehl, aber es war dann wie alles in dieser Zeit, ein Zahnrädchen griff ins andere und es hat alles irgendwie seine Wirkung gehabt. Ich bin dann weiter zur IFP gegangen, wir trafen uns wöchentlich und es entstand die Idee, ein großes Forum auszurichten, wo alle möglichen bekannten und uns auch noch unbekannten reformpädagogischen Konzepte oder eben Schulformen, die anders sind als unsere Staatsschule, vorgestellt werden. Von Leuten, die damit zu tun haben, also nicht von Universitätsprofessoren, die darüber berichten, sondern von Leuten, die darin arbeiten. Die also aus der Praxis genau